

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 1

Artikel: Biafras Leiden sind nicht zu Ende : was ich bei den Ibo erlebt und gesehen habe
Autor: Bühler, Jean
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1078976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

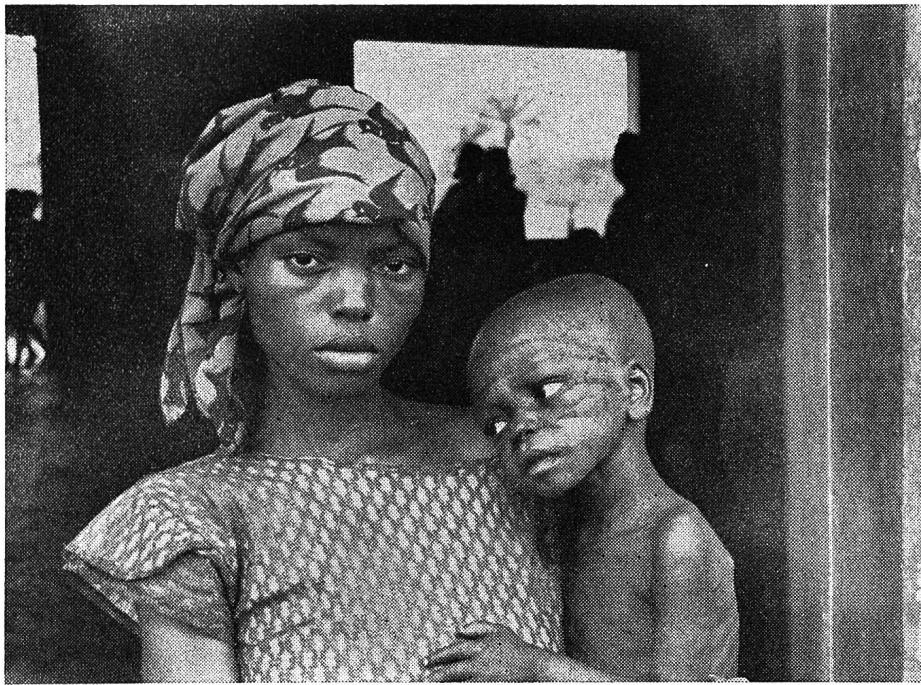
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Westschweizer Jean Bühler, der seit 25 Jahren als Reporter und Schriftsteller Europa, Afrika, Amerika und Australien bereist, ist kürzlich von einem längeren Besuch in Biafra zurückgekehrt. Er hat seine Erlebnisse und Erfahrungen in einem Buch niedergelegt, das anfangs November in Co-Edition im Schweizer Spiegel Verlag und im Flamberg Verlag erscheinen soll.

Die Ibo waren von den Briten früher wegen ihrer Intelligenz als Diener besonders geschützt, aber bereits zugleich verhäßt wegen ihres Selbstbewußtseins, wie das Jean Bühler in den nachstehenden Auszügen aus seinem Buch bestätigt. Zudem: Nigeria mit fast zweimal soviel Einwohnern wie Aegypten ist für Afrikas Zukunft entscheidend. Wenn ihm nun die Sowjets helfen, geht es wirtschaftlich (Erdöl) und auch politisch an diese verloren, meinen die Briten. Ferner wollen sie, daß die Länder, die sie geschaffen haben, zusammenbleiben, nach den Erfahrungen mit Indien und Pakistan. Aber was wird diesen Interessen und Vorstellungen geopfert? Red.

In der schlafenden Menge des Flughafens von Lissabon beachten die Anwärter auf das große Abenteuer keine Ansage für die Azoren, für Angola, für New York.

Geheimnisvolle Fracht

Kein Ruf aus dem Lautsprecher kündet unsern Flug an, keine Leuchtschrift auf dem Anzeigebrett. Die selbsttätigen Glastüren bleiben ge-

schlossen. Durch einen Notausgang gelangen wir zu einem Autobus. Einer von uns öffnet die Türe, ein anderer setzt sich ans Steuer. Wir reisen ohne Fahrkarte, wissen nur, es geht nach Biafra, in dieses von Todesangst und Hunger gepeinigte Land, dessen rechtmäßiges Bestehen bisher nur von vier afrikanischen Staaten anerkannt wurde: Tansania, Sambia, Gabun und Elfenbeinküste.

Ein Riese, etwas fettleibig, hat sich schon der Weste entledigt und drückt uns die Hand: «Pater D., Ire, Beauftragter von Mgr. Bischof von Owerri, ja, von dem Herrn, der da hinten sitzt, und von Doktor Joseph W. von der Flüchtlingshilfe unserer Westprovinz. Besuchen Sie uns dann!»

Aus dem Flugzeugraum sind die meisten Sitze entfernt worden. Kein Zweifel, diese langförmigen Kasten sind angefüllt mit Feuerwaffen: Maschinengewehre, Karabiner, Maschinenpistolen. Von der Armee hängt ab: der politische Erfolg, die Aussicht auf eine Zukunft in Frieden und Freiheit – wenigstens für die Überlebenden dieses 14-Millionen-Volkes.

Nichts ist verschwiegener als die Verpackung von todbringendem Gerät. Das hier mag einem Bruchteil dessen entsprechen, was der weltweite Waffenhandel nach Nigerias Kapitale Lagos dem Angreifer zufließen läßt.

Unser Blockadebrecher führt nicht nur Waffen mit sich. Diese Säcke hier enthalten vielleicht die Briefe und Zuschriften an die Regierung Biafras. Diese da tragen das Zeichen einer Fabrik für Nahrungsmittel-Konzentrate, und diese knorriigen Gummi-Reifen

sind zweifellos für Militärfahrzeuge bestimmt. Diese Batterien, diese Lampen, diese Röhren, diese Motorteile bedeuten Hilfe an ein Land, in dem wohl nichts mehr hergestellt wird...

Um fünf Uhr hebt sich unser Flugzeug. Die Morgendämmerung übergießt das alte Lissabon mit rosenfarbenem Licht. Und nun erfahren wir: einzige Zwischenlandung in Bissau, Hauptstadt von Portugiesisch-Guinea. Unsere «Super Constellation» ohne jedes Hoheits- und Erkennungszeichen läßt bald Kap São Vicente hinter sich, wo der Leuchtturm hoch auf steiler Felsenküste einst die Segelschiffe grüßte, wenn sie zur gefahrvollen Reise nach Indien in See stachen.

Der irische Geistliche setzt uns ins Bild

Afrika. Die wilden Küsten Mauretanien. Die meisten Passagiere schlummern. Zehn der zwölf zerschundenen Sitze sind besetzt... Mit der Zeit wird nach einem guten Schluck Whisky der irische Geistliche gesprächig:

«Die wahre Ursache dieses Krieges? Die Leute in Ost-Nigeria hatten es satt, im ganzen Gebiet des Bundesstaates hingemordet zu werden. Sie mußten eine Grenze errichten. Das war ihre einzige Möglichkeit, ihr Leben gegen die feindlichen ‚Brüder‘ im Norden zu schützen. Weshalb lehnt Großbritannien kraftvolle Unterstützung an Waffen und Geld zu diesem unleugbaren Völkermord? Ungeachtet der Proteste, die von der britischen Öffentlichkeit und in aller Welt erhoben werden?»

Die Engländer mochten die Ibo nie leiden; sind diese doch begabter und haben sich viel rascher als alle andern Afrikaner entwickelt, so daß sie sich bald ohne den europäischen Lehrmeister zu helfen wußten. Zwei Drittel aller Nigerianer, die zwischen 1933 und 1963 in den USA studierten, waren Ibo. 1951 zählte man unter den Polizisten von Lagos acht mal mehr Ibo als ortsansässige Joruba, einfach weil die Ibo lesen, schreiben und rechnen konnten und sich einer selbstgewählten Disziplin zu unterwerfen

Leiden sind nicht zu Ende

25 | Schweizer Spiegel

Was ich bei den Ibo erlebt und gesehen habe.

Von Jean Bühler

wußten. Zwei Drittel aller afrikanischen Offiziere der nigerianischen Armee waren im Jahr 1962 Ibo.

Als 1963 die ersten Hochschul-Diplome im Bundesstaat verteilt wurden, gingen 10 an Nord-Nigerianer, 162 an Studenten aus der West-Region und 265 an Leute aus dem Osten, vorwiegend Ibo. Die Ibo sind durchaus fähig, einen modernen Staatsapparat zu handhaben, Industrien aufzubauen, und sie wären imstande, ein unterentwickeltes Land zu einem vorbildlichen Stand emporzuführen – für ganz Afrika ein leuchtendes Beispiel zu geben.

Wir Missionare haben in der Verwaltung der Kirche Biafras nichts mehr zu sagen. Unsere afrikanischen Kollegen begehren unsere Ratschläge nicht mehr. Aber eigentlich ist das richtig. Wir bleiben, um gewisse Lücken auszufüllen in Schule, Spitalwesen, und nun, um das Leben zu schützen oder – wenn es sein muß – als Zeugen eines tragischen Sterbens.»

«Sie sprachen vom Schulwesen...»

Die vom Geistlichen ausgefüllte Seite meines Notizblocks: «In Biafra können 60 Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben, im übrigen Nigeria 10 Prozent. Als am 6. Juli 1967 der Krieg ausbrach, zählten die Primarschulen Biafras 1 250 000 Schüler, ungefähr gleichviel wie im ganzen übrigen Nigeria mit seinen 40 Millionen Einwohnern. In den 283 Sekundarschulen und Gymnasien wurden 65 000 Schüler unterrichtet. Jetzt sind alle geschlossen. Es gab auch 33 Handelsschulen mit 5674 Schülern, und in den technischen Lehranstalten waren 3000 junge Leute eingeschrieben. Die nationale Universität Nsukka war von 3000 Studenten besucht.

Im Herbst 1967 wollte man in Port Harcourt ein Institut für Wissenschaft und Technologie eröffnen. Das Gebäude ist ein Trümmerhaufen, die Stadt besetzt und zerstört. Zur Zeit leben etwa 800 als Studenten an Universitäten in Europa und in Amerika. Sie erhalten keine Stipendien mehr und schweben im Ungewissen, was mit ihren Angehörigen geschah.»

Das «merkwürdige Flugzeug»

Bissau. Eine federnde Betonpiste nimmt uns auf. Durch die offene Türe schlägt uns die subtropische Hitze entgegen. Militärisches und ziviles Personal mustert uns neugierig. Wir sind das «merkwürdige Flugzeug». Ein Tisch ist gedeckt. Wir essen abseits, wenig beeindruckt von der Sirene der herbeilegenden Feuerwehr, die sich unserer rauchenden «Constellation» annimmt.

«Das ist wegen der Handbremsen», sagt ein Kenner, «kein Wunder, bei der Überbeanspruchung...»

Hin und wieder erzittert die Luft: Jagdbomber flitzen über uns hin in Richtung auf das Landesinnere. Auch hier wütet der Krieg. «Die Aufständischen werden von den Kommunisten mit Waffen versorgt, die über Sekou-Tourés Guinea eingeschmuggelt werden», erklärt ein dicker Portugiese, der aus dem indischen Goa stammt.

Wir besteigen wieder unser Flugzeug. Wir verlassen nun die Küste, nähern uns dem von Oberst Gowons Armee beherrschten Land, dem eisernen Ring um Ojukwus Biafra. Nacht. Jeder versinkt in seine persönliche Einsamkeit, in eine Welt, wo kein anderer für ihn eintritt. Die Maschine schaukelt. Der Pilot sucht in einer Wolkenschicht einzutauchen. Kapitän Watson. In welcher Armee mag er seine Laufbahn begonnen haben?

Das elektrische Licht wird abgeschaltet. Keine Lampe erhellt mehr die Gesichter. Was ich nicht mehr sehe, fühle ich nun umso deutlicher: die Spannung, der alle unterworfen sind. Die Positionslichter sind erloschen – nur der unheimliche orange-farbene Schimmer der ausströmenden Gase auf den Flügeln.

Wird die im Verhältnis zu den Bedürfnissen lächerlich kleine Fracht an Hilfsgütern die Luftabwehr-Sperre von Brass, von Bonny, von Port-Harcourt glücklich überstehen? Jeder von uns hat auch seine persönliche Gabe an die Leidenden mitgenommen. Briefe, die wir mitführen aus London, Lis-

sabon, Genf und die den Widerstandskämpfern Mut und einen Hoffnungsschimmer bringen sollen, werden sie Papierfetzen sein, die um ein rauchendes Flugzeugwrack herumliegen, von den Stiefeln unerbittlicher Sieger verächtlich zertreten?

Nächtlicher Empfang

Soldaten in olivgrünen Uniformen schaffen eine aus ungehobelten Latten zusammengefügte Leiter heran, die den Landesteg ersetzt. Wir werden in eine Baracke geführt. Offiziere, Beamte, Geistliche in weißen Soutanen umgeben uns.

Wie überall auf der Welt werden die Pässe visiert und das Gepäck geprüft. Wir füllen Formulare aus. Wir werden ersucht, als Einreiseort Enugu anzugeben, die vom Feind besetzte, geplünderte, zerstörte Hauptstadt Biafras, die im Herzen aller das Wahrzeichen der heiß ersehnten Unabhängigkeit ist. Wir befinden uns 100 Kilometer davon entfernt, in Mgbidi, 30 Kilometer hinter der Feuerlinie der Westfront.

Irische Missionare rollen Benzinfässer zum Flugzeug, tragen Kanister herbei. Die Behälter der Maschine werden gerade mit dem Nötigsten versehen, um die nicht sehr ferne gelegene portugiesische Insel Sao Tome zu erreichen. Von dort wird sie zurückkehren, voll beladen mit Lebensmitteln und Medikamenten, wird einen zweiten und einen dritten Flug wagen und dann wieder in Lissabon sich der Revision unterziehen. Das bedeutet jedes Mal etwa zehn Tonnen Nachschub aus den Vorräten der Caritas und anderer Hilfswerke, welche entschlossen sind, die Blockade zu sprengen.

Zwei Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes sind da. Während unseres ganzen Aufenthaltes werden sie auf Sao Tome oder auf Fernando Po weilen, dann in Genf. Sie werden wohl versuchen, dort die Überzeugung durchzusetzen, daß es besser wäre, statt mit dem Henker zu verhandeln, ebenfalls aller Gefahr zum Trotz den Opfern die rettende Hilfe zu bringen.

Biafras Leiden

Wir pferchen uns in Automobile. Die tropische Nacht nimmt uns auf. Zwei Uhr nachts. Die jungen Männer, die uns nach Aba geleiten, sind wortkarg. Sie gehören zur «Abteilung Presse in Übersee» des Informations-Ministeriums.

Allmählich kommen Gespräche in Gang, oft unterbrochen durch die Haltete wegen der Straßensperren. Wachen richten die Gewehre auf uns, den Zeigefinger am Abzug. Andere Uniformierte bleiben unter behelfsmäßig hergerichteten Schutzdächern aus Palmzweigen am Straßenrand.

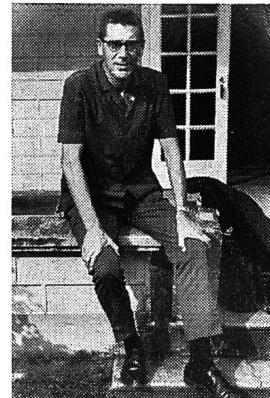
«Vertreter der WeltPresse», sagt der Wagenlenker. Die blaugekleideten Männer, keineswegs beeindruckt durch diese Aussage, verlangen den Durchlaßbefehl, prüfen eingehend das Wageninnere, blicken die Neuankommlinge fragend an, vielleicht auf ein Zeichen der Sympathie hoffend. Dann erhellt ein breites, freundliches Lächeln das Gesicht. Die Ausweise werden zurückgegeben, der Befehl ertönt, die Abschrankung aufzuheben. Wie einsam sind diese Menschen, und wie begierig nach dem leisesten Zeichen des Mitfühlers!

Im Wagen merke ich mir die Begrüßungsworte der Ibo-Sprache. Solche rudimentäre Kenntnisse haben mir auf all meinen Reisen den Kontakt erleichtert.

Stephen, der Chauffeur, tritt jäh auf die Bremse. Ein Rebhuhn wurde von der Motorhaube erfaßt. Stephen versorgt das Huhn mit zufriedenem Lächeln im Koffer des Wagens: Ein kleiner Erfolg gegen einen unerbittlichen Feind, den Hunger. Auch ein wenig kostenlose Nahrung in einem Land, wo die Preise ins Unermeßliche geklettert sind, wie er erklärt.

Das Wort als Kraftquelle des Widerstands

Der erste Eindruck am Morgen ist weder tragisch noch kriegerisch. Freundlich lächelnde Sekretärinnen erscheinen in buntfarbenen Gewändern. Punkt acht Uhr beginnen sie, europäisch umgekleidet, ihre Sonntagsarbeit im Empfangsbüro des Ho-



Der Autor

tels. Die Kellner bringen auf Servierbrettern den Morgentee.

Raubvögel lassen sich von den Dächern schwerfällig auf den Rasen hernieder, wo der Nachtregen zahllose Blüten aus den wohlriechenden Bäumen hingestreut hat. Im Frieden würde man sich wie im Traumland fühlen, zurückdenken an den fröhlichen Samstagabend, wo die Familien sich ungezwungen bei Tanz und Radiomusik tummelten.

Ja, das Radio gibt es noch in Aba. Ich kann mir sogar das Programm beschaffen. Die englischsprachigen Sendungen überwiegen. Mittwoch 14 Uhr 35 «Warum wir kämpfen», Montag zu gleicher Stunde «Das kulturelle Leben in Biafra». Es vermittelt überdies täglich Programme auf Französisch, Spanisch, Haussa, in einigen Bantu-Sprachen Nigerias – und auch in jener der Joruba von Lagos.

Die Sendungen sind darauf angelegt, die nationale Einheit und den Widerstandsgesprächen zu stärken. Jedoch habe ich nie den widerwärtigen Unterton vernommen, der anderswo solche Sendungen allzuoft zu törichter Propaganda entstellt. Natürlich wird etwa hingewiesen auf die zerbombten Spitäler, auf die Ärzte, welche bei Erfüllung ihrer Beistandspflicht getötet wurden durch britische Bomben, von sowjetischen Flugzeugen abgeworfen, die von ägyptischen Piloten gelenkt werden.

Biafra muß über einen ausgezeichneten Nachrichtendienst verfügen; Radio Aba vermittelt genaue Angaben über die Waffensendungen, die aus britischen und holländischen Häfen nach Lagos verfrachtet werden, kann die Namen und den militärischen Grad der englischen Söldner in Nigerias Diensten nennen und tausend Einzelheiten, die den Gegner ärgern.

Auch das Fernsehen funktioniert weiter. Oft ist die Wiedergabe unverständlich. Dennoch ist alles anschau-

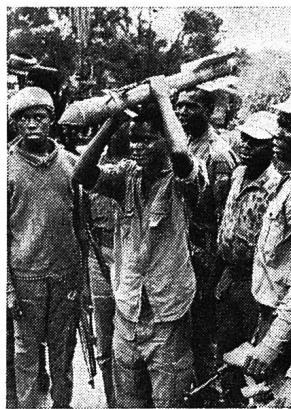
lich, wenn der Anführer der Nation, Oberstleutnant Ojukwu, auf dem Bildschirm erscheint, die Arbeit der verschiedenen Ministerien, der aufopfernde Kampf der Truppe und die Leiden der Flüchtlinge gezeigt werden.

Etwas später: Befinden wir uns im Arbeitsraum eines Handwerkers, der während eines Bombenangriffs getötet wurde, in einem Verkaufsladen oder einer requirierten Wohnung? Das Haus ist wie unzählige andere in Westafrika: ebenerdig mit scheibenlosen Fenstern. Die «Abteilung Presse in Übersee» arbeitet hier. Sie gibt uns eine umfangreiche gedruckte Dokumentation. Schon bei unserer Reise durch die Nacht hatte ich im Scheinwerferlicht verschiedene Firmenschilder von Druckereien wahrgenommen.

Auch Zeitungen gibt es noch. Heute früh während des Morgentees hat mir ein Verkäufer den «Sunday Champion» für 4 Pence angeboten: vier Seiten zu je fünf Spalten, auf Buchhaltungspapier gedruckt. Man sieht noch gut die rote und blaue Liniierung, wo man in Friedenszeiten die Einnahmen und Ausgaben notiert hätte. Der Verleger gibt seine ursprüngliche Adresse an. Wie Millionen anderer zweifelt er nicht, eines Tages wieder zurückkehren zu können. Aggray Road 27, Port-Harcourt. Ein Flüchtlings unter unzähligen.

Diese kleine Zeitung erinnert an die Untergrund-Blätter, welche in Lyon und Paris während der Besatzungszeit des Zweiten Weltkrieges herauskamen, und sie sind wie jene, die seither während einiger Wochen in der Tschechoslowakei erschienen: da hat jedes Wort seinen Gehalt an Protest und an Hoffnung. Ein erster Artikel klagt den ewig zaudernden U Thant an: «Im Jahr der Menschenrechte schweigt die UNO zum Morden in Biafra».

«Macht Bekanntschaft mit euren Freunden!» ist der Titel einer Reportage über Tansania, das erste Land der Welt, das die staatliche Selbständigkeit Biafras ausdrücklich anerkannte. Im Leitartikel, «Die neue Taktik Großbritanniens», wird deutlich



Biafra-Soldaten mit selbst gebastelter Rakete

gemacht, welch große Anstrengungen Premierminister Harold Wilson unternehme, um den ersten Rang als Nigerias Waffenlieferant zu behaupten. Der doktrinäre Sozialdemokrat sichere damit die kapitalistischen Interessen und Vorrechte Englands auf dem ganzen Bundesgebiet Nigerias.

In einem Leserbrief wird die Frage gestellt, ob diese Zeitung, anstatt bloß wöchentlich, nicht wieder täglich erscheinen könnte. Fast eine halbe Seite ist dem Humor gewidmet. Dann folgt ein Aufruf an die Bevölkerung, die Flüchtlinge in den Lagern zu besuchen. Als letztes wird ausführlich über Beschlüsse der Landwirtschaftsverbände berichtet, die Nahrungsmittelerzeugung planmäßig zu steigern.

Tugendhafte Würde

Auf meinem ersten Gang durch Aba spüre ich zunächst nichts von der Stimmung eines Landes im totalen Krieg. Ich bewege mich mit einem Strom sonntäglich gekleideter Fußgänger, die der Stadtmitte zustreben: Männer in schwarzen oder grauen Anzügen, sorgfältig gewichste Schuhe, säuberlich geknüpfte Krawatten, Frauen und Mädchen in ortsübliche Tücher gehüllt oder in europäischer Kleidung, welche ihre weiblichen Reize ausgiebig erraten lassen, Kinder in netter Aufmachung und scheinbar glücklich und zufrieden.

So komme ich zur anglikanischen Kirche Sankt Patrick. Im Inneren eine dichtgedrängte Menge. Mindestens zwanzig hübsche junge Mütter mit ihren Knirpsen kauern vor dem Portal, wohl um den Gottesdienst nicht durch diese zu stören. Aus der Kirche tönt kraftvoller Gesang. Fürbitte für die Regierenden, die Soldaten, die Flüchtlinge, die Bewohner der Gebiete, die den undurchsichtigen Namen «gestörte Zonen» tragen, in die Gewalt der nigerianischen Armee geraten sind. Sonst ein Bild unerschütterlichen Friedens: das Orgelspiel, die Kollekte am Ausgang, die Pfarrer, welche die Gemeindeglieder grüßen und sich nach den Abwesenden erkundigen, die Familien, die sich zusammenfinden

und in gemächlichem Schritt den Heimweg antreten durch die wohlgepflegten Alleen und Parkanlagen.

Kirchen-Älteste kommen auf mich zu, fragen mit Ungestüm, wer ich sei, warum ich mich nicht mit ihrem Kirchenrat in Verbindung gesetzt habe, warum ich mir erlaubte, Tonbandaufnahmen zu machen, welcher Konfession ich sei, wenn überhaupt...

Reichlich überrascht über diesen Tonfall stelle ich Gegenfragen: «Ich glaubte euch in einen gnadenlosen Krieg verwickelt. Alle, die ich hier sehe, scheinen mir wohlgenährt und gut gekleidet. Gibt es verschiedene Leidenskategorien in Biafra?»

«Die Kirche veranstaltet viele Sammlungen für die Flüchtlinge. Sie verteilt Kleider und Lebensmittel in den Lagern.»

Ich hole nochmals aus: «Man hat mir gesagt, die Kirchen wären von der nigerianischen Flugwaffe planmäßig bombardiert worden, besonders am Sonntag, wenn die Gemeinde versammelt ist.»

Diesmal kommt die Antwort schlagartig. Ein Pfarrer faßt mich am Arm und führt mich beiseite. Wir gelangen vor das Bethaus, das nurmehr eine Ruine ist. Unter freiem Himmel sind Bänke angeordnet; ein Harmonium steht da. Aus der Menge, die uns gefolgt ist, schallt es: Im Januar und Februar 1968 wurde die Stadt täglich mit Bomben belegt, besonders die öffentlichen Plätze, die Märkte, die religiösen Versammlungen.

Ein alter Mann fügt bei: «Im April, in der Woche, nachdem Tansania die Anerkennung Biafras ausgesprochen hatte, ging der Teufel los. Man zählte 657 getötete Zivilisten in Aba, Owerri, Umuahia und Port-Harcourt. Der schrecklichste Angriff galt Awgu: 165 Tote, eine Unzahl von Verwundeten. Ich komme selber von dort.»

Von allen Seiten tönte es jetzt: «Wir sind fast alle Flüchtlinge. Ich

Ausbruch der Gefühle

komme von Port-Harcourt, er aus Onitsa. Unsere Familien sind in alle Winde zerstreut.»

Die tugendhafte Würde ist von der Empörung verdrängt worden. Alle haben die Sorge um ihre etwas steife Haltung, die den wohlhabenden Afrikanern der einstigen britischen Kolonien eigen ist, ganz abgestreift. Ein Alter schickt ein Kind, es solle flugs im Nachbarhaus eine Dokumentationshalle holen. Er schreit und erstickt fast vor Zorn, als er einen Zeitungsabschnitt vorlesen will.

Ich nehme ihm das Blatt aus der Hand, ein Bericht aus der Londoner «Sunday Times» vom 28. April 1968: «Ich sah Kinder, die bei lebendigem Leib verbrannten, Mädchen, die von den Bomben in Stücke gerissen wurden, schwangere Frauen, deren Eingeweide auf dem Boden zerstreut lagen, Greise, die zur Unkenntlichkeit zerfetzt waren. Ich sah das alles, und ich sah auch, wer es getan hatte: sowjetische Düsenmaschinen, die von der nigerianischen Bundesregierung ausgesandt wurden, um ihre todbringenden Bomben auf alle bewohnten Flecken Biafras zu werfen.»

Indessen marschieren Sonntagschulkinder andachtsvoll heran, das Psalmenbuch unter dem Arm, folgsam und brav, noch eingepuppt in den afrikanischen Traum eines Daseins, wo die Tugend belohnt und die Sünde bestraft wird. Die Mädchen tragen farbige Chorhemden und schwarzkarrierte, flache Hüte. Ihnen folgen gutgewachsene Knaben mit ernsten Mienen, alle gleichförmig in dunkle Anzüge gekleidet.

Mit Eifer scheint diese Jugend einer Zukunft entgegenzustreben, wo Fleiß und gute westliche Sitten gelten. Dasselbe Europa, dasselbe Großbritannien, von wo einst die mächtige Ausstrahlungskraft eines gleichzeitig gesitteten und komfortablen Lebensstils herkam, hat nun ein doppeltes Gesicht offenbart. Es hat diese Kirche gebaut und die Bomben hergestellt, die hier abgeworfen wurden. Ich fühle die

Biafras Leiden



Auch die Biafraner schlagen hart zu: Hinterhalt, in dem angeblich 600 Nigerianer starben.

Verwirrung der Leute rings um mich. Ich fühle körperlich das verratene Vertrauen und das Auflodern des Hasses.

Höhnisches Grinsen verzerrt das Gesicht eines alten Mannes. Einen Augenblick lang sehe ich ihn trotz seinem tadellosen Anzug, seinem blitzblanken Kragen zurückfallen auf den Stand der götzendienstlichen Anrufungen in den Dorfhütten an den Versammlungen der Geheimgesellschaften. Er hat Worte hervorgepreßt, die niemand mir wiederholen will.

«Ich habe es fast verstanden», sage ich. «Aber ich bin hier, um die ganze Wahrheit zu kennen, und ich bin nicht ohne Gefühle des Wohlwollens gekommen.»

Die Umstehenden prüfen mich, erwägend, wie sie antworten sollten. Offensichtlich besitzen sie noch ein urtümliches Gefühl, das ihnen sagt, ob der Neuankömmling des Vertrauens würdig sei. Einst, als die Dörfer noch von Geistern beschützt wurden, besaßen alle diese Fähigkeit sofortigen Erkennens. Ein Pastor rafft sich auf: «Er hat gesagt: Das Chamäleon hat sich mit Zähnen des Krokodils angetan, um Biafra zu beißen, dann ist es verendet; mögen die Geister des Bösen diese fliegenden Teufel verfolgen, bis sie ersaufen wie Boote im Sturm!»

Der Geistliche fügte bei: «Es wird eine Zeit kommen für die Vergebung. Aber diese Leute haben zu viel gelitten. Dieser Mann war Fischer an der Meeresküste. Er hat alles verloren. Oft sind die Sonntagskleider das einzige, was die Flüchtlinge noch besitzen. – Bleiben Sie ein wenig unter unserem Volk, und Sie werden uns mit Nachsicht beurteilen!»

Das Leben in Aba

Auf dem Weg zurück zum Hotel bemerke ich Folgen der wilden Angriffe vom Frühjahr: Reihen zerstörter Häuschen, eine Autoreparatur-Werk-

statt, von der nur eine geborstene, verkrümmte Tanksäule übrig ist.

Junge Burschen geben mir Auskunft: «Kein Kino im Land ist in Betrieb. Es gibt keine Sport-Veranstaltungen. Tanzen ist verboten. Die Kinder besuchen keine Schulen mehr, die Lehrer sind beurlaubt, die Lehrerinnen leiten Flüchtlingslager, arbeiten für das Rote Kreuz oder als Armee-helferinnen. Keine Heiraten werden gefeiert. Geld hat jeden Wert verloren. Da, schauen Sie!»

Sie führen mich vor ein Schuhgeschäft jenseits der Straße. Einige Paare sehr eleganter Damenschuhe lassen die Leere der Auslage um so gähnender erscheinen. «Wer soll denn das kaufen?», rufen sie erregt aus, «und zu welchen Preisen? Und für welche Anlässe? Das Geschäft ist fast immer geschlossen. Nur auf telefonische Vereinbarung kann man eintreten. Doch die Leute kommen, schauen, seufzen und gehen mit leeren Händen weg.»

Plötzlich werde ich neugierig gemustert: Woher kann ich stammen? Ich erkläre es. Sie wissen, wo die Schweiz liegt, und wissen auch ein wenig über das Land Bescheid. Der treuherzigste murmelt: «Wir hielten Sie für einen Engländer.» Nun schmilzt das Eis rasch dahin.

Einer lädt mich ein, sehen zu kommen, «wie man in Aba lebt». Wir verlassen die Asphaltstraße und schwenken in ein Gewirr von Gassen ein. Überall tiefe Löcher, Bombentrichter, Haufen verbogenen Eisens. Die Häuschen sind niedrig, mit Wellblech bedeckt, manchmal mit Palmblättern. Das weitausladende Dach ruht auf einer Art Säule aus Metall. Im angenehmen Schatten sitzen Leute auf hölzernen Lehnstühlen. «Sie erholen sich», erklärt der Jüngling, «während andere nun arbeiten. Man hat in Biafra eher Acht-Tage-Woche, seit der Krieg wütet.» Im Innern sehe ich, wie neun Personen in zwei Zimmerchen

und die Feuerstelle im Hof unter einem Dach aus Palmblättern untergebracht sind.

Ein Ibo-Mädchen

Auf der anderen Straßenseite kommt ein schönes, großes Mädchen daher, seine Tasche nachlässig herumschlenkernd. Ich kann nicht umhin, sie zu betrachten, und sie fühlt sich betrachtet. Wie ich eine von Bombentrichtern aufgerissene Straße photographiere, steht sie neben mir mit grünem Jupe und blauer Bluse. Ich grüße diese unglückliche Farbzusammenstellung.

Sie antwortet, sie sei fast nackt aus Port-Harcourt entwichen. Diese Kleider seien ihr bloß geliehen. Ob ich eine Unterkunft in Aba habe?

«Ja, im Progress-Hotel.»

«Ich werde heute abend kommen...»

Am Abend im Speisesaal wird eine Suppe aufgetragen, etwas wie Wasser, das über Kartoffelschalen geflossen ist. Nachher gibt es Reis und gräßliches – Ziegenfleisch, wie mein Reiseführer Justus erklärt. Er läßt kein Krümchen von allem übrig.

Als der Kellner mit fast religiöser Ehrfurcht vor uns eine vielleicht aus alten Vorräten stammende, vielleicht auf wunderbare Weise importierte Büchse Pfirsiche aufträgt, weiß Justus den Augenblick zu nutzen. Er erklärt mir, daß der Pensionspreis hier im Tag 150 Franken betrage, in Schweizergeld, Dollars, Mark oder irgendwelcher anderer, zuverlässiger Währung. «Ich weiß, es ist etwas teuer, aber Sie haben zweifellos schon bemerkt, welchen Schwierigkeiten wir gegenüberstehen.»

Ich trete ins Freie, um mich in meinen Pavillon zu begeben. Eine dünne Hand legt sich auf meinen Arm: «Ich habe auf Sie gewartet.»

Es ist die Schöne von vorhin. Auf ihren Sandalen schlüpft sie lautlos herein, macht es sich auf einem Lehnstuhl des Vorzimmers bequem. «Können Sie nicht telefonieren, daß man mir dasselbe Abendessen bringe, wie Sie hatten? Den ganzen Tag fand ich nichts zu essen. Ich lebe in einem



Präsident Ojukwu im Gespräch mit dem Autor
wie das in Enugu, auch mit 300 Zimmern, alle mit gekühlter Luft. Jeden Abend Tanz.

Flüchtlingslager, besitze nichts.»

Bald verzehrt sie ein kalt gewordenes Stück Ziege mit Jamswurzeln, denn es hat keinen Reis mehr. Gierig schlürft sie die magere Suppe, als wäre dies ein Lebenselixier, und bietet mir freundlich einen Löffel Pfirsich-Konserve an.

Dann sagt sie: «Wissen Sie, was dieses kleine Stück Fleisch kostet? Mindestens 15 Schilling (9 Franken). Eine Tasse Reis oder ein Ei gilt 2½ Schilling (1 Fr. 50), eine Jamswurzel wie diese armdicke hier kann man nicht unter 5 Pfund (60 Franken) erachten. Für mein Baumwollkleid – ich weiß nicht, wann ich es bezahlen kann – verlangt der Händler ein Pfund (12 Franken) pro Elle.»

«Was machten Sie, bevor Sie flohen?»

Sie macht eine Bewegung, als wolle sie die Frage verscheuchen. «Geht und sagt in der Welt, wie wir leben und wie wir sterben! Die Kinder haben Schleudern gebastelt und schießen auf alles, was lebt: Vögel, Eidechsen, Baum- und Feldratten, Mäuse, Heuschrecken und Grillen, Schlangen, Frösche, Kröten.

Ich weiß nicht, welchen Namen ihr der Krankheit gebt, welche vorerst sehr langsam die Lebenskräfte raubt und dann rasch tötet aus Mangel an Nahrung. Bei uns wird sie ‚Tod des roten Mannes‘ genannt. Die Haare der Betroffenen werden weiß, sogar bei Kleinkindern.

Meine Eltern wurden in Port-Harcourt getötet. Ich hatte einen Bruder; er ist als Soldat gefallen. Meine 15-jährige Schwester war nicht bei mir, als ich in letzter Minute flüchtete. Wehe den Mädchen, die lebend den Nigerianern in die Hände fallen!»

Unvermutet geht das Licht aus. Ihre Hand legt sich auf die meine: «Zehn Uhr, Lichterlöschen. Ob es in Port-Harcourt noch Lichter gibt? Vor zwei Monaten waren wir noch dort. Flugzeuge von Sao Tome und Fernando Po brachten Lebensmittel und Medikamente. Das war ein schönes Leben, dort. Haben Sie das Hotel Presidential nicht gekannt? Es war gleich

Die großen Petroleum-Gesellschaften hatten 800 Millionen Dollar ausgegeben, um ihre Einrichtungen, Fernleitungen, Raffinerien zu bauen. Dort wohnten 8000 Europäer, 2500 davon im großen Wohnquartier, das die Shell-BP gebaut hatte. Jetzt ist alles zerstört.»

«Hatten Sie einen Beruf?»

Sie beginnt fast lautlos zu weinen, und ihre Hand verkrampft sich in die meine. «Ich studierte. Ich wollte Philosophie-Professorin werden...» Plötzlich fährt sie auf: «Ausgehverbot, die Polizei schießt auf alles, was sich regt. Behalten Sie mich und geben Sie mir ein Geschenk! Morgen werde ich verschwinden. Ich heiße Lizzie, ja, Elizabeth, wie die Königin von England.»

Sie öffnet die Glastüre zur Terrasse und spuckt, um ihre Abscheu vor den Gehilfen der Unterdrücker zu bezeugen, gegen den Regen, der dicht und heftig herabstürzt, als müsse heute alles gewaschen werden.

Der Stolz der Armen

Ich erfahre, daß viele hier zum zweiten Mal Flüchtlinge sind: Vorerst mußten sie im Sommer 1966 aus Ibadan und Lagos vor irrsinniger Mordgier fliehen, alles preisgebend – ihre Häuser, ihr Gut, die erworbenen Stellen, die angefangenen Studien. In Port-Harcourt hatten sie sich eine neue Heimat zu gründen versucht. Doch dann mußten sie vor der Invasion weichen.

Ich schlendere durch den Garten der Abteilung Presse in Übersee. Keine Handbreit Erde ohne Anpflanzung! Hier die gezähnten Blätter des Manioka, dort die Bananenpflanzen und Papaya-Bäumchen mit ihren am Stamm klebenden Früchten.

Justus erklärt auf der Terrasse:

«Normalerweise sollten diese Jamswurzeln zwischen Juni und August nicht reifen – erklärt er mir. In der ganzen Gegend ist das Regenzeit, ohne Erntemöglichkeit. Die Bewohner dieser schon in normalen Zeiten überbevölkerten Landstriche sind gezwungen, Vorräte anzulegen, um bis zur neuen Ernte ohne Hunger durchzukommen. Nun aber muß der Boden das letzte hergeben. Diese Jamswurzeln werden klein und wässrig bleiben. Doch man wird etwas zu essen haben, die Leute müssen leben, und alle hoffen, der Krieg gehe bald zuende.»

Auf Wunsch einer schwedischen Reporterin lernen wir in einem Spital die Tätigkeit der Militärhelferinnen kennen, zum Schluß auch deren Kochkünste im Lande des Hungers. Brote aus Manioka werden in Streifen geschnitten und in zischendem Palmöl gebraten. Milizsoldaten und Polizisten wachen über sie. Ich erfahre, daß die Pantain-Bananen vor allem gekocht und mit würziger Tomatensauce gegessen werden, oder in einem Gemisch von Mehl, Wasser und Gemüse, reich versehen mit scharfem Gewürz, mit Fisch oder Hackfleisch... Mit einer wahren Gier werden immer neue Rezepte mitgeteilt.

Ich erkundige mich bei einer Armeehelferin, was Salz kostet. Ein überraschter Blick. Justus kommt zu Hilfe: «Eine Tee-Tasse voll kostet 30 Schilling (etwa 18 Franken). Die Spitäler werden von der Regierung versorgt. Die Damen vergessen hier vielleicht gerne für einen Augenblick die täglichen Schwierigkeiten zuhause.»

Diese Offenherzigkeit löst einen Strom aus: «Bei uns werden Dinge gegessen, die früher niemand anührte, so die Frucht des Brotbaums, eine dunkelbraune, ölhaltige Bohne...» – «Wenn Sie in ganz Aba noch einer Katze begegnen, dann sagen Sie es mir, ich würde davon schon eine Pforte essen.» – Ein Mädchen sagt lachend: «Wenn noch irgendwo ein Vogel in einem Käfig vorhanden ist, melle ich mich an, um einige Federn an pikanter Sauce zu essen!»

Biafras Leiden

Unvermutet breitet sich so doch wieder ansteckende Fröhlichkeit aus. Eine der ältesten deutet auf mein Tonbandgerät: ob ich etwas Musik darbieten könne?

«Nein, aber Sie. Kennen Sie ein Lied?»

Da sind ganz plötzlich alle zusammengerückt und singen im Chor einen Kehrreim, den ihnen die Spiel-führerin vorsagt:

*Wir sind heimgekehrt
Nach Biafra, unserm Land.
Hier arbeiten wir
Und gehen nicht mehr weg.*

Die Begeisterung steigert sich. Ein Tanz geht los, die Hüften geraten in rhythmische Bewegung, und die Küchengeräte kommen in dem leichtgebauten Raum ebenfalls in Schwung. Gowon, Sowjetunion und England

klopfen,

Bis die schlafenden Kinder erwachen;
Wenn unser Ojukwu aus dem Schlaf
auffährt,

Ist er zornig wie ein Löwe.

Der Besuch ist zu einem Ballett ausgewachsen. Justus wird nervös, als hätten die Dinge einen unguten Verlauf genommen: «Ich habe vergessen zu sagen, daß um 7 Uhr abends Ausgangssperre ist...» – Glaubt er wohl, wir hätten die tragischen Züge unter der Maske der Heiterkeit nicht erkannt?

Wie die Frauen uns noch fröhlich zum Abschied winken, begegnen wir im Spitalhof den Kriegsverletzten, die auf Krücken und Stecken gestützt sich mühsam herumbewegen. Der Sanitätswagen bringt einen Kranken, Pflegerinnen holen saubere Decken, die aus Sparsamkeit halbiert wurden. Die Kinderbetten sind im Freien aufgestellt unter dem weiten Vordach. Im Innern ist längst kein Platz mehr.

Auf dem Rückweg bemerke ich besser, wie alle Leute sich bemühen, freundlich zu antworten, wenn ich sie etwas frage.

Die Afrikaner reagieren auf äußere Einflüsse mit Lebhaftigkeit, und blitzartige Gefühlsausbrüche können ihnen die Tränen in die Augen treiben, auch



Wann hat dieses Sterben ein Ende?

wenn sie eben noch gelacht haben. Aber uralte Weisheit lehrt sie, Zurückhaltung und Würde zu pflegen. Niemals habe ich Liebespaare sich auf der Straße küssen sehen. Die Liebe eines Vaters oder einer Mutter für ihre Kinder bemerkt man an der Art, wie sie diese gleichsam mit einer beschützenden Hülle umgeben.

In Biafra sind die Familienbindungen unzerstörbar, und doch trägt jeder auf seinen Schultern das Gewicht des eigenen Schicksals und versucht, im Gleichschritt zu marschieren, aufrechten Hauptes, ohne seine Sorgen auf andere abzuwälzen. Ich werde oft zurückdenken an diesen Stolz der Armen, an diese Würde am Rande des Abgrundes. Ich erkenne, daß ich dort unten in den Nebeln einer höllischen Vernichtung eine Welt aufsteigen sah, wie sie gestaltet wurde durch Alberto Giacometti: diese fadenförmigen Schöpfungen, dieses Trippeln der bloßen Füße in der vom Regen ersticken Stille, dieser Wille, die aufrechte Haltung bis zur Erschöpfung beizubehalten.

Die lebenden Toten

Die Erinnerung an das Lager im Vorort Nwanze – eines von 600! – wird nie aus meinem Gedächtnis ausgelöscht werden.

Der Wagen führt uns zu einem vormaligen Sekundarschulhaus. Die Schüler wurden ersetzt durch 2000 Flüchtlinge aus Awka und Umgebung, einer Ibo-Stadt an der großen Straße von Onitsha nach Enugu in Nord-Biafra. Die Schritte der Leute, die zwischen den Gebäuden herumgehen, sind so langsam, als hätten sie Sandalen mit Bleisohlen an den Füßen.

Der Leiter bietet einige Feierlichkeit auf. Er heißt uns Platz nehmen und gibt eine Orientierung. Er sagt nicht, daß allein in diese Stadt von bisher 100 000 Einwohnern mindestens 250 000 Menschen ohne irgend-

welche Habe, ohne Ersparnisse, ohne Kleider, ohne Vorräte, ohne Lebensmittel gekommen sind, um sich vor den nigerianischen Kriegern zu retten. Aber wir fühlen, daß er unsicher ist vor seinen sorgfältig ausgearbeiteten Listen, der täglichen Rechnung der Eintretenden und der Toten.

Eine Frau kommt herein. Wie alt? Möglicherweise wußte sie es nie genau, denn die Zivilstands-Register sind in Afrika noch wenig eingebürgert. Auf ihrem Schoß hält sie einen winzigen Greis von 60 Zentimeter Größe: in Wirklichkeit ein ausgemergeltes Büblein von drei Jahren. Es legt seine Hände, die mich unwillkürlich an Froschglieder erinnern, auf die ausgedörrte Brust der Mutter. Die Frau will sich erheben. Von aller Kraft verlassen, bleibt sie mit dem Rücken an die Wand gelehnt, wo noch die Aufschrift zu lesen ist: «Kinder! Helft uns im Kampf gegen Schädlinge und Parasiten, die Feinde der Ernte!»

Sie bittet um Nachricht von ihrem Mann und ihren zwei Buben. Ein Bombenangriff hat die Familie auseinandergetrieben. Niemand kann Auskunft geben.

«Wie viele Tote beklagen Sie hier jeden Tag?»

Der Leiter: «Heute bloß zwei. Doch der Tag ist nicht zu Ende. Die letzten Lebenskräfte weichen oft bei Sonnenuntergang. Gestern sind drei gestorben, die ganze letzte Woche haben wir sieben verloren, davon fünf Kinder.»

«Wer beschafft die Verpflegung?»

«Mehr als die Hälfte dessen, was wir verteilen können, gibt uns die Regierung. Gelegentlich erhalten wir etwas von den Missionen und vom Roten Kreuz. Dann bringen uns Biafraner aus der nahen und fernen Umgebung, was sie aus ihren ärmlichen Vorräten abgeben können. Alle, die einen Schlupfwinkel gefunden haben, wollen ihren Vätern, Müttern, Brüdern, Schwestern, Nichten, Neffen, Vettern helfen. Die Transportmöglichkeiten sind so selten, daß man nicht per Post solche Pakete schicken kann.»

Man sendet Boten, gibt die Dinge verwundeten, durchreisenden Soldaten oder militärischen Kurieren mit.»

Auf einigen Feldbetten liegen alte Leute, spärlich bekleidet. Sie wollten bloß noch ein wenig leben, sich ihrer Kinder und Enkel erfreuen. Wie die Truppe und alle, die in Biafra noch aufrecht stehen können, sind sie in verzweifelter und auswegloser Situation: sie warten auf den Todesstreich, der ihnen früher oder später entweder durch Bomben oder durch Schüsse oder durch Aushuntern zuteil werden wird. Ihr trostloser Blick sagt, daß sie sich ihres Schicksals bewußt sind. Er dringt mir bis ins Mark mit der bohrenden Frage, die mich im Traum und in schlaflosen Nächten verfolgt: «Also du auch, du möchtest uns helfen und kannst doch nichts tun?»

Viele Gestalten liegen auf dem bloßen Boden, auf dünne Matten gebettet. Kein einziges Kind spielt oder scheint das Bedürfnis nach Beschäftigung oder Betätigung zu spüren. Fern sind frohes Baden in Tümpeln und Bächen, Anhören von Erzählungen der Alten, der Schulbesuch. Niemand hat auch nur ein Buch gerettet.

Der Wille zu überleben

Trotz allem lassen sich die Ibo nicht unterkriegen, geben Zeichen ihres Unternehmungsgeistes und Arbeitseifers. Ein Schneidermeister aus Awka konnte beim großen Auszug seine Frau und seine fünf Kinder und sogar seine Nähmaschine in Sicherheit bringen. Der Mann sitzt den ganzen Tag hinter seiner Maschine, ohne aufzusehen. Er wird solange mit Aufträgen überhäuft sein, als die todbringenden nigerianischen Truppen noch von der Stadt Aba ferngehalten werden können. Solange wird er gegen gute Bezahlung Bestellungen ausführen; er wird die letzte Jamswurzel auf dem letzten Markt des letzten Biafra-Schlupfwinkels kaufen und sie seinem letzten Kind zu essen geben. Er wird sich hinter dem letzten nicht verkohlten Gebüsch verstecken und seinen Bub mit dem letzten überleben-

den Flüchtlingsmädchen verheiraten. Diese beiden werden das Ibo-Volk wiedererstehen lassen...

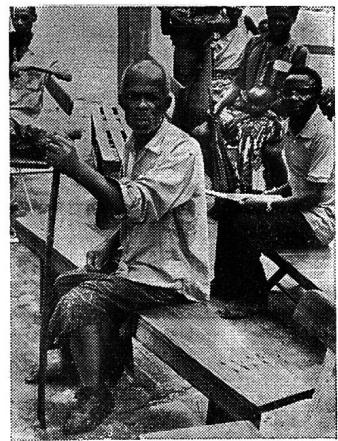
Andere verlassen das Lager, um sich Binsen zu suchen. Sie flechten Matten, Körbe, Handtaschen und verkaufen sie. Aus dem Erlös können sie sich einiges erwerben, genug, um ihren Todeskampf zu verlängern.

Außerhalb des Lagers bereiten Köche unter primitiven Dächern aus Palmlättern auf eigene Rechnung eine Art Tee oder Suppe aus Kräutern und Manioka zu. Sie schenken denen aus, welche irgend etwas tauschen oder eine nützliche Dienstverrichtung erfüllen können oder selber etwas kochen lassen. Einige Pence erhalten sie dafür, daß sie Pfanne, Brennmaterial, Gewürze und Kochkunst zur Verfügung stellen. Es gibt kein Elend, das sich nicht doch in regelmäßigen Abstufungen von Null bis zum Absoluten aufteilt.

Im Lager hat es zwei Hebammen. Wegen der Unterernährung erfolgt aber die Entbindung meist zu früh. Zweimal in der Woche kommt ein Arzt. Doch was kann er schon tun? Weinen oder tröstliche Gedichte aufsagen. Nichts anderes. Denn für die 1100 Personen in Nwanze gibt es immer das gleiche Rezept zu verordnen: zu essen.

Wenn die Leute nur zu essen hätten, würde alles – Ruhrkrankheit, Tuberkulose, Hirnhautentzündung, Darmleiden – rasch beseitigt durch die Abwehrstoffe, die ein gesunder Körper erzeugt. Doch so kann ein Schnupfen tödlich wirken, besonders bei den Neugeborenen. Die Durchschnittstemperatur ist im Juli 19 bis 20 Grad Celsius. Am Abend oder wenn es regnet, hätte man wärmere Kleidung nötig. Die meisten Leute sind fast nackt. Die Unterernährung und auch der Kummer tun das übrige.

Die Missionare haben gelehrt, daß vieles aus der Vergangenheit Überlieferte schlecht sei. Die Lehrer haben gesagt, die Unkenntnis sei ein Verderben und die Wissenschaft sei von den Abendländern in Umlauf gesetzt worden wie ein Geschenk, dem



Werden sie wieder menschenwürdig leben können?

alle Wohltaten eigen seien. Deshalb stellen sich die Gemarterten, setzen sich jene, die nicht mehr stehen können, folgsam in eine Reihe auf und zeigen ihre Kinder, damit wir sie photographieren. Sie antworten mit kurzen und ehrfürchtigen Sätzen, wenn wir eine Frage stellen. Sie haben nichts anderes zu tun, als hier zu sein, zu leiden, zu sterben. Der «Jowo», der Weiße hat gesehen. Vielleicht hat er verstanden...

In einem Spital sah ich Kinder zu dritt quer in den Betten. Der holländische Arzt berichtete, häufig höre man eines wie selbstverständlich rufen: «Schwester! Da stirbt eines. Du wirst ein anderes zu mir legen müssen!»

Aber noch mehr Menschen sterben in Häusern und Wäldern. Hinter der Front von Ikot Ekpene habe ich den endlosen Strom jener Elenden gesehen, die sich in den Forsten versteckt und erst wieder hervorgeguckt hatten, als die biafranischen Truppen im Juli das Gebiet zurückerobert hatten. In der Zone von Anany habe ich Geflüchtete vom Stamm der Efik im Osten Biafras gesehen. Eine Frau mit einem ausgemergelten Säugling: «Man hat meine drei anderen umgebracht. Man hat meinen Mann getötet, mein Haus verbrannt. Gebt mir etwas, um mein letztes Kind zu ernähren!» Doch die Rationen reichen nicht, um zu leben!

Ojukwu sagte mir fast demütig: «Die Leiden sind zu groß. Aber wir können nicht aufgeben. Sie wollen uns nicht leben lassen.»

Und deshalb sind Biafras Leiden nicht zu Ende, wenn diese Zeilen den Leser erreichen – auch dann nicht, wenn Gowons Armeen das ganze Land besetzt haben sollten. Dann erst recht wird man die Biafraner gegen Unterdrückung und Ausrottung schützen müssen!